

Interview des Monats mit Marcel Haupt

„Der ungewohnte Blick“

Marcel Haupt, Trainer der Wittener Bundesligajudokas, ist Fotograf. Bei den Olympischen Spielen in Tokio machte er Aufnahmen für sein Projekt „Silence“, das ab April im Japanischen Kulturinstitut in Köln zu sehen ist. Ein Gespräch über Olympia, Fotografie und Kunst, eingerahmt von Haupts „Silence“-Bildern

Judo Magazin: Wie ist es dazu gekommen, dass du als Fotograf zu den Olympischen Spielen nach Tokio gereist bist?

Marcel Haupt: Der Weg dahin war in der Tat nicht so geplant. Als Leistungssportler im Judo habe auch ich immer den olympischen Traum verfolgt. Seit 1992 mache ich Judo, es hat mein ganzes Leben mehr oder weniger mitbestimmt. Ich habe dann angefangen, parallel zur Judokarriere Fotografie zu studieren und mich mit anderen Themen auseinanderzusetzen, die eine große gesellschaftliche Relevanz haben. Im Bereich der Werbung bin ich mittlerweile beruflich tätig. Das Marketing ist auch eine Welt, in der ich groß geworden bin. Sie ist ebenfalls spannend, und ich bin dankbar dafür, das erlebt zu haben. Doch am Ende des Tages interessiert es niemanden, ob ich jetzt einen Kleber, ein Waschmittel, ein Auto oder eine Reise bildlich darstelle. Das sind austauschbare Dinge, Werbung eben. Ich möchte die Tätigkeit als Fotograf in der Werbung gar nicht abwerten. Doch ich habe das große Glück, mit der Fotografie Themen mit einer wirklichen Relevanz darstellen zu können. Im Fotografie-Studium kommt man an einen Punkt, wo man sich ausprobiert, auch eine Bachelorarbeit schreiben muss. Ich habe lange überlegt, was für mich ein sinnstiftendes Thema sein könnte. Irgendwann war mir als Künstler klar, dass es immer auch um die eigene Geschichte geht – und meine eigene Geschichte hat eben ganz viel mit Judo zu tun.

Die Verbindung zu Japan lag da nahe. Genau. Ich habe dann einen Olympiazzyklus lang den Judosport in Japan begleiten dürfen. Dazu ging ich an verschiedene Hochschulen und habe Olympiasieger



Fotograf Marcel Haupt bei den Olympischen Spielen 2021 in Tokio

und genauso junge Leute, die Olympiasieger werden wollen, fotografisch begleitet und zueinander in einen Bezug gesetzt. Schon damals habe ich mir gesagt: Meine Geschichte ist erst fertig in

Tokio 2020. Am Ende ist es gar nicht so einfach. Es ist doch ein sehr elitärer Kreis von Journalisten, die zu Olympischen Spielen akkreditiert werden. Im Bewerbungszyklus für 2020 bin ich ab-



gelehnt worden. Für mich war klar: Ich werde trotzdem da sein, ohne offizielle Akkreditierung, weil das Sportliche bei Olympia für mein fotografisches Projekt nur eine untergeordnete Bedeutung hat. Sicher ist es emotional für mich wichtig, wenn Anna-Maria Wagner einen Ippon wirft, weil sie eine Freundin von mir und eine tolle Athletin ist. Aber für meine Geschichte, die ich erzählen will, spielt es keine Rolle, ob ich an der Judomatte bin oder nicht. Mir ging es eher um das große Ganze: Wie funktioniert Olympia? Was macht Olympia mit einer Stadt und mit einem Land und mit den Menschen und vor allen Dingen mit den Sportlern? Tokio ist eine der wenigen Städte, die schon einmal Olympia austragen durften. Mich interessierte der Überbau.

Und dann kam Corona.

Ja, auf einmal stand die Welt kopf. Ich erfuhr, dass viele akkreditierte Journalisten 2021 nicht nach Tokio fahren und habe mich noch einmal gemeldet. So habe ich aufgrund der Verschiebung um ein Jahr und der besonderen Umstände doch eine Akkreditierung bekommen. Am Tag meines Geburtstags 2020 (17. Oktober, Anm.) erhielt ich per E-Mail die Bestätigung, dass ich Zeitzeuge von etwas ganz Großem sein darf. Ganz groß in dem Sinne, dass da eine Pandemie im Gange ist, die gerade die Welt verändert und die auch die Olympischen Spiele verändern wird. Das Konzept, das ich für 2020 erarbeitet hatte, war damit natürlich zunichtegemacht. Ich habe dann ein neues Konzept erarbeitet, um Bilder zu machen, die wahrscheinlich nur sehr wenige andere Journalisten im Sinn hatten, weil die aktuelle Presse anders funktioniert.

Wie sah dieses Konzept genau aus?

Ich hatte eine Idee, wie ich gerne Sportler darstellen möchte. Viel hat sich allerdings erst vor Ort ergeben, weil keiner genau wusste: Wie läuft das alles ab? Was sind die Restriktionen? Wie nah darf man ran? Es war aus fotografischer Sicht alles ganz, ganz schwierig, der Zugang zu vielen guten Positionen war eingeschränkt. Ich habe mich dann auch den banalen, alltäglichen Dingen gewidmet, die aber im Gesamtkontext eine

ganz andere Bedeutung bekamen. Olympische Spiele sind immer ein großer Zirkus. Da wird ein Heidengeld ausgegeben – für wenige Wochen. Genau das ist nun extrem spannend gewesen: Es war eine Infrastruktur aufgebaut, durch die normalerweise Millionen von Menschen geschleust werden. Doch diese Menschen sind gar nicht gekommen! Da waren nur ganz vereinzelt Menschen. Ich habe erst vor Ort erkannt, wie sehr das ein Spannungsverhältnis darstellt, das es festzuhalten lohnt.

Dein Tokio-Projekt trägt den dazu passenden Titel: „Silence“. Im Untertitel ergänzt du: „The flame. Muted.“ („Die Flamme. Gedämpft.“). Was steckt dahinter?

Das olympische Feuer ist das bedeutendste Symbol von Olympischen Spie-

„Eine Infrastruktur für Millionen von Menschen – ohne Menschen.“

len. Es steht für den olympischen Geist und für Völkerverständigung als Ursprungsgedanke. Der interkulturelle Austausch ist für viele Sportler, für viele Nationen das Wichtigste. Doch dieser

Baustein im Untertitel meines Konzepts hat gar nicht in dem Maße stattfinden können, wie es normal bei Olympia ist. Begriffe wie „Silence“ oder auch „die Flamme“ stehen genauso im Kontext zu 1964. Das war das Jahr, in dem Olympische Spiele zum ersten Mal nach Japan kamen. Die Wettbewerbe werden heute noch als Wendepunkt in der japanischen Nachkriegszeit gesehen. Hier finden sich viele Parallelen – Themen wie Wiedergeburt oder Resilienz standen 2021 erneut im Fokus. Auf einmal gibt es eine Pandemie, die die Welt ins Wanken bringt – damals waren es wenige Jahre vorher der Zweite Weltkrieg und Kriegsverbrechen gewesen. Ich habe versucht, mit meinen Bildern einen ungewohnten Blick auf die Emotionen und vor allen Dingen auf diese einsamen und ganz banalen Momente zu werfen, die sich bei diesem Olympia so zugetragen haben. Normalerweise können diese Momente bei so einem Megaevent gar nicht so stattfinden, weil faktisch immer tausende oder zehntausende Menschen zusammen sind. Das ist die Besonderheit dieser Olympischen Spiele. Eine Stadt, in der 30 Millionen Menschen leben, war wie leergefegt. Da ich seit 2015 regelmäßig dort war, um Bilder für meine Bachelorarbeit zu bekommen, kenne ich den Unterschied. „Silence“ arbeitet also ganz stark mit Gegensätzen, steht in einem starken Spannungsverhältnis zu 1964. Damals haben Olympische Spiele auf der Straße stattgefunden. Es war ein Zusammenbringen von allen Generatio-

Zur Person und zum Projekt

Marcel Haupt: Silence

Marcel Haupt (35) war in den Jahren 2006 und 2012 Dritter der Deutschen Meisterschaften im Superleichtgewicht bis 60 Kilo und 2013 Deutscher Hochschulmeister bis 66 Kilo. Heute trainiert er die Bundesligamänner der Sport-Union Witten-Annen und betreut auch Nachwuchsathleten seines Vereins. Nach einer Ausbildung zum Kommunikationswirt und der Tätigkeit in einer Werbeagentur absolvierte er ein Fotografie-Studium. Für seine Abschlussarbeit reiste er mehrmals nach Japan und fotografierte dabei auch japanische Topjudokas. Seine Arbeiten von den Olympischen Spielen 2021 in Tokio zeigt er vom **8. April bis 3. Juni** in einer interaktiven Ausstellung **im Japanischen Kulturinstitut in Köln** (Universitätsstraße 98, 50674 Köln, www.jki.de). In „**Silence. The flame. Muted**“ sind Bilder zu sehen, die eine ungewohnte Sicht auf Emotionen sowie einsame und banale Momente dieser „anderen“ Olympischen Spiele ermöglichen.

OKB





„Silence“ beim Judo: die Ukrainerin Daria Bilodid, die französische Olympiasiegerin Clarisse Agbegnenou, der Südkoreaner Won Jin Kim und Mattendesinfektion zwischen den Kämpfen





nen, von allen Schichten in Japan und der Welt. Jetzt ist es ein ganz elitäres Ereignis geworden.

Wie fängt man als Fotograf Stille ein? Geht es nur darum, Fotos zu machen, auf denen möglichst wenig Menschen zu sehen sind? Was war dir in deiner Bildsprache wichtig?

Grundsätzlich habe ich natürlich versucht, Bilder oder Zeichen zu finden, die im Kontext der Pandemie und ihren Auswirkungen standen. Dass man da nicht Massen von Menschen sieht, ist klar. Ich habe sehr darauf geachtet, einzelne Personen in eine größere Komposition einzubauen und so Stille auszudrücken. Auf der anderen Seite habe ich Bilder erzeugt, bei denen ich mit Dunkelheit gearbeitet habe. Auch dadurch möchte ich das Gefühl von Stille vermitteln. In meiner Ausstellung ab dem 8. April im Japanischen Kulturinstitut in Köln (siehe Kasten, Seite 25) arbeite ich auch mit Sound, also akustischen Effekten. Viele glauben immer, Stille ist, wenn nichts ist. Doch hört man ein bisschen was, verstärkt das die Stille an anderer Stelle noch. Ich habe in Tokio ein Audiotagebuch geführt. Darin habe ich meine Gefühle ausgedrückt, gerade angesichts der Leere, der Beklommenheit, dem langen Warten, dem Unterwegssein, dem Nicht-Nahherankommen, dem Verlorensein. Das lege ich in einer audioreaktiven Installation in der Ausstellung auch dar. Zudem gibt es eine digitale Möglichkeit, sich Bilder anzuschauen, was ich mit dem geplanten Buch verbinde. Auch so vermischt sich Altes mit Neuem, Analoges mit Digitalem, um das neue Olympia und die Veränderungen durch Corona zu unterstreichen. Ich mag gedruckte Sachen, und so ist es mir sehr wichtig, zu diesem Projekt auch ein hochwertiges Buch zu produzieren, in ganz kleiner Auflage. Das wird eher eine Edition für Sammler, weil es ein besonderes Format haben wird und ich mit ungewöhnlichen Materialien arbeite. Es wird also nicht das klassische Fotobuch, sondern eher selbst ein Kunstwerk sein. Nichtsdesto-trotz gibt es eine digitale Welt, die immer mehr an Bedeutung gewinnt. Deswegen möchte ich auch denen die Möglichkeit bieten, mein Werk zu erleben, die auf-

grund der Pandemie nicht zur Ausstellung kommen können. Ich würde mich natürlich freuen, wenn viele Judofreunde die Ausstellung anschauen.

Du hast dein Fotografie-Studium erwähnt. Wie entscheidet man sich zu so einem Studium?

Das war mehr oder weniger totaler Zufall. Ich war immer schon bilderaffin und habe mich neben dem Judo mit Gestaltung und Architektur beschäftigt, teure Magazine gekauft, gerne in solchen Publikationen geblättert. Schließlich habe ich neben dem Judo ein duales Studium zum Kommunikationswirt gemacht, da ich nicht zur Sportfördergruppe der Bundeswehr wollte. Das wäre mir zu eindimensional gewesen. Ich habe dann in einer Werbeagentur

„Das große Ganze so erzählen, dass es verstanden wird.“

gearbeitet und durfte irgendwann eine eigene Kampagne verantworten. Dabei habe ich mit einem sehr renommierten Fotografen zusammenarbeiten dürfen und das gesamte Konzept von Planung, Umsetzung und so weiter aus der anderen Perspektive kennengelernt. Ich habe gemerkt: Wow, eigentlich ist das genau das, was ich auch kann und was ich total spannend finde. Direkt am nächsten Tag habe ich mir eine Kamera gekauft und angefangen, zu fotografieren. Ich bekam erstaunlicherweise gutes Feedback. Der Kreativdirektor, mit dem ich in der Agentur zusammengearbeitet habe, hat mich dann ermutigt, diesen Schritt zu gehen. So habe ich von heute auf morgen meinen Job gekündigt, bin umgezogen, habe viele Veränderungen in meinem Leben vorgenommen und alles auf die Karte Fotografieren gesetzt.

Über ein Praktikum bin ich schließlich für zwei Jahre fester Assistent eines Fotografen geworden, der mich sehr viel gelehrt hat und durch den ich viele Einblicke bekommen habe. Er hat mich dann ermutigt, in Dortmund Fotografie zu studieren. Unter 700 Bewerbern gehörte ich damals nach einem komplizierten Auswahlverfahren zu 42 Leuten in meinem Studienjahrgang, die genommen wurden. Ich habe neben dem Studium viel gearbeitet und 2017 meinen Bachelorabschluss gemacht. Und jetzt im April steht nach elf Jahren Studium der Master-Abschluss an, pünktlich zur Ausstellungseröffnung sozusagen.

Willst du überhaupt als Fotograf bezeichnet werden? Du beschreibst dich selbst als „multimedia storyteller“.

Mein Ansatz ist schon sehr journalistisch, dokumentarisch. Ich sehe mich an vielen Stellen eher als Fotojournalist denn als Fotograf. Ich erkenne aber seit zwei Jahren, dass sich mein Profil erweitert. Die Grundlage ist immer noch die Fotografie. Den Begriff des Künstlers habe ich oft vermieden, der ist mir zu elitär. Aber ich merke, dass ich zeitgenössische Sichtweisen auf Themen entwickle, die schon in eine künstlerische Richtung gehen. Auch das Silence-Thema ist eher künstlerisch geprägt und weniger journalistisch. Grundsätzlich wird es immer multimedialer, transmedialer, und ich glaube, dass es das Anforderungsprofil des klassischen Fotografen nicht mehr lange geben wird. Am Ende des Tages spielt es für mich keine Rolle, ob ich als Künstler, als Fotograf, als Fotojournalist oder als Journalist bezeichnet werde. Es geht mir stets darum, eine Geschichte zu erzählen. So sehe ich mich nicht mehr nur als fotografischen Geschichtenerzähler, sondern als jemanden, der sich auf unterschiedlichen Ebenen bewegt, um das große Ganze so zu erzählen, dass es verstanden wird.

Für die Fotointeressierten: Mit welchem Equipment fotografierst du?

Bei Olympia habe ich sehr viel analog fotografiert, mit einer Mamiya, Mittelformat 6x7. Ganz untypisch eigentlich, es ist aber für meinen Duktus wichtig gewesen. Ansonsten benutze ich Nikon- und Leica-Equipment.



STILL 800T

4614

CINE STILL 800T



Marcel Haupts analoge Aufnahme vom 100-Meter-Zieleinlauf und der Nippon Budokan bei Nacht



Da muss ich nachfragen: Du hast auf Film fotografiert und die Bilder dann nachträglich digitalisiert?

Genau. Ich habe die Filme entwickeln lassen und sie im Nachgang wieder gescannt und die Bilder größtenteils gar nicht mehr nachbearbeitet. Die Fehler, die Film eben hat, bleiben auch dargestellt. Fotografen bei einem Ereignis wie den Olympischen Spielen sind heutzutage genötigt, innerhalb von ein paar Minuten ihre Bilder abzuliefern und ganz schnell zu arbeiten. Im Gegensatz dazu sorgt das analoge Medium am Ende des Tages für Überraschungen. Mit einem Mittelformat-Film kann ich zehn Bilder machen. So gehe ich von Beginn an mit dem Foto anders um, mache mir sehr genau Gedanken über jede einzelne Aufnahme. Kann ich dazu eine kleine Geschichte erzählen?

Gerne.

Ich hatte das große Glück, in Tokio in der Leichtathletik beim 100-Meter-Finale der Männer dabei zu sein. Das ist das Ereignis bei Olympia, es sorgt medial für die größte Aufmerksamkeit. Ich hatte für die Nikon meine Teleoptik dabei und habe angefangen, von meiner Position aus zu fotografieren. Nach vier Belichtungen ist meine Kamera ausgegangen. Einfach abgestürzt. In diesem großen Moment! Zufälligerweise hatte ich noch eine Belichtung auf meiner 6x7-Mamiya und habe einfach beim Zieleinlauf einmal den Auslöser gedrückt. Das entstandene Foto hat es ins Buch geschafft (und ist auf Seite 29 abgebildet, Anm.). Ich wusste in dem Moment überhaupt nicht: Habe ich jetzt den Zielauflauf, das Wichtigste bei diesem Rennen, tatsächlich fotografiert? Ja, ich hatte ihn drauf, und dann natürlich in diesem ganz anderen Format, sodass ich dankbar bin, dass ich die analoge Kamera in diesem Moment dabei hatte. Eine Geschichte in der Geschichte – sie zeigt: Hundertprozentig verlassen kann man sich auf das digitale Medium nicht.

Also sind viele Bilder, die du in Tokio gemacht hast, echte Bilder, ohne große digitale Bearbeitung der Realität?

Es sind alles echte Bilder. Teilweise habe ich mich total zurückgenommen und

nur drei, vier, fünf Bilder an einem Tag gemacht, von denen ich jedoch wusste: Das sind die Bilder, die ich für mein Vorhaben am Ende brauchen werde. Natürlich habe ich, etwa als ich beim Judo war und dabei auch fürs *Judo Magazin* fotografiert habe, mehr Bilder und die auch digital gemacht. Doch insgesamt habe ich sehr reduziert gearbeitet. Insgesamt waren es nur 25.000 Bilder von drei Wochen Olympia. Für den Laien mag sich das viel anhören, aber für Sportfotografen ist das sehr, sehr wenig. So konnte ich den Fokus aber auf besondere Dinge richten.

Du hast also erst nachgedacht und dann fotografiert.

Korrekt. Ich mache mir sehr genau Gedanken über die Komposition eines Bil-

**„Mein Profil
entwickelt
sich noch.“**

des, wie man ein Bild auch anders gestalten kann. Oft gibt es sehr formale starke Kriterien: Farben, Geometrie, die Art und Weise, wie ein Mensch dargestellt wird. Ich versuche, darüber schon im Vorfeld sehr bewusst Entscheidungen zu treffen. Ich bin keiner, der seine Bilder hardcoremäßig nachbearbeitet und zurechtschneidet, auch wenn das bei Olympia für viele der übliche Weg ist, wenn sie für die tagesaktuelle Presse liefern. Das ist jedoch überhaupt nicht mein Verständnis von Fotografie und wie ich sie gelernt habe. Ich treffe meine Entscheidungen vorab und versuche, das Bild allein mit der Kamera zu machen, so gut es eben geht.

Kannst du Erfahrungen aus dem einen Bereich, dem Judo, in den anderen, die Fotografie, übertragen?

Ja. Judo ist für mich nicht nur eine Sportart, sondern hat mein Leben maßgeb-

lich beeinflusst. Ich gehe sogar so weit, dass ich sage: Ohne die Reise, die ich mit dem Judo erleben durfte, würde ich nicht da stehen, wo ich jetzt bin. Judo hat mich extrem geformt. Beispielsweise lernt man im Judo ganz früh: Es gibt immer einen Gewinner und einen Verlierer. Man steht alleine auf der Matte und muss einem unmenschlichen Druck standhalten. Hätte ich das nicht gehabt, könnte ich niemals so in meinem Job performen. Dort muss man auch von jetzt auf gleich abliefern. Mit Druck gehe ich deswegen gelassen um.

Was sind die Pläne für nach „Silence“?

In der zweiten Jahreshälfte 2022 kann die Silence-Ausstellung mit großer Wahrscheinlichkeit noch in das Nationalmuseum von Liechtenstein wandern. Das Thema Japan ist mit diesem Projekt für mich allerdings erst einmal beendet. Sicher wird es mich als Lebensthema noch lange begleiten, aber einen ersten großen Meilenstein habe ich für mich nun sauber abgeschlossen. Ich hoffe, dass ein bisschen Ruhe einkehrt, da die vergangenen eineinhalb Jahre sehr anstrengend und emotional waren. Erst einmal soll meine Familie im Vordergrund stehen, meine Frau und mein Sohn. Ohne meine Frau wäre das alles überhaupt nicht möglich gewesen. Im Sinne des Projekts stand das Private oft an zweiter Stelle, ist zu kurz gekommen. Das möchte ich nachholen und bewusst daran teilhaben, wenn mein Sohn jetzt groß wird. Parallel dazu stehen natürlich die nächsten Projekte im Bereich Trans- und Multimedialität an. Dabei geht es um partizipatorische Formate, die sich mit Audio, Video und mit Fotografie auseinandersetzen. Konkret erarbeiten wir im Team mit Schulen erlebbare Konzepte. Das ist eine ganz andere Richtung. Aber wie gesagt: Mein Profil entwickelt sich noch.

Interview: Oliver Kauer-Berk